

Thomas Ahnert Maßbach

Eigentlich hätte dieser Text gar nicht entstehen dürfen, hätte er gar nicht gebraucht werden dürfen. Denn Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“ in der Bühnenbearbeitung von Christian Schidlowsky hatte ihre Premiere bereits am 6. März 2020 im Intimen Theater. Aber kaum hatte sich der Vorhang gesenkt, schlug Corona mit ihrem ersten Lockdown zu. Das war ein doppelter Schlag – zum einen, weil – hart, aber notwendig – Theater damit auf unabsehbare Zeit nicht mehr möglich war. Aber auch, weil die Inszenierung von Christian Schidlowsky und seinem Team außergewöhnlich gut war. Das war ein echter Verlust.

Doch jetzt haben sich die Verhältnisse geändert, und es darf, wenn auch unter strengen Auflagen, wieder Theater gespielt werden: mit einer richtigen Bühne, mit richtigen Schauspielern und mit richtigem Publikum. Für die Maßbacher eigentlich eine schwierige Erleichterung, denn wenn sie in ihrem Intimen Theater, wo auch die Premiere stattfand, die Hygienevorschriften einhalten, können sie mit den wenigen erlaubten Besuchern vielleicht die Stromkosten für die Aufführung erwirtschaften. Aber sie haben aus der Not eine Tugend gemacht und haben die Lauertalhalle mit viel Fantasie, Einsatz und Material bühnentauglich gemacht. Denn hier lassen sich auch unter den erschwerten Bedingungen die Platzzahlen des Intimen Theaters abbilden. Und es ist höchst erfreulich, dass es Theaterchefin Anne Maar gelungen ist, die Premiertruppe nach 14 Monaten zu einer Wiederaufnahme zusammenzubringen.

Man könnte erfreut mit einem „Also weiter so!“ zur Tagesordnung übergehen. Aber ganz so einfach ist die Sache eben nicht. Denn es ist nicht mehr dasselbe Stück wie vor einem Jahr. Christian Schidlowsky und seine Leute haben in den letzten Wochen die Zeit genutzt, um weiter zu feilen, die Konturen der Charaktere zu schärfen, die Absichten der Handlung zu verdeutlichen und die Strukturen der Verschmelzung von Erzählern und Figuren. Die Oberflächenhandlung ist schnell erzählt: Der junge und arme Bauernsohn Hauke Haien will nach oben. Er will, was er schon von seiner Herkunft her eigentlich nicht erreichen kann, Deichgraf werden. Aber er schafft es gegen alle Widerstände seiner Umgebung, wird zum Machtpolitiker, drückt sogar den Bau eines neuen, flacheren und damit haltbareren Deiches durch. Aber letztlich scheitert er an seiner eigenen Unzulänglichkeit.

Schon der Einstieg zeigt friesische, gegenwärtige Bodenhaftung: Da kommen die Bewohner eines Dorfes im Dorfkrug zu einem Plausch am Tresen zusammen. Es ist nicht mal Karikatur: Natürlich sagt jeder nur „Moin!“. Aber am Tonfall merken die anderen, wie es ihm geht und was er erlebt hat. Jedes weitere Wort wäre unerträgliches Geschwätz. Aber dann kommen sie doch auf Hauke Haien, den sagemuwobenen Deichgrafen, zu sprechen, der sie immer noch berührt. Doch als der durch einen Spalt in der Rückwand auftritt, ist der Schritt 100 Jahre zurück vollzogen - in eine Zeit, die durchaus real ist, aber stark geprägt von der zeitlosen Ebene des Aberglaubens. Die Konflikte, die hier ausgetragen werden, erscheinen in unverbrämter Direktheit, das Aufeinanderprallen von Aufklärung und Aberglauben, der noch eine beherrschende Rolle spielt, zwischen arm und reich im Rahmen dieser kleinen bäuerlichen Gesellschaft, Neid und Eifersucht, Zukunftsangst und Teufelsglaube, Individualität und Gruppenzwang - und über allem die drohende Gewalt der letztlich unbeherrschbaren Natur, des Meeres.

Zur inhaltlichen Dichte kommt freilich auch der räumlich-optisch-akustische Eindruck, der in dieser Inszenierung eine ungewöhnlich beherrschende und prägende Rolle spielt. Es macht keine Mühe, auch in der Enge des Kammerspiels die Nähe des stürmischen Meeres und seiner Gefahren zu spüren. Peter Picciani hat ein Bühnenbild entwickelt, das mit wenigen Mitteln - einer bühnenhohen Rückwand und einem verschiebbaren und variablen Kastenteil - schon durch die unruhige Farbgebung und eine differenzierte Lichtregie (Robert Werthmann) starke Beklemmung auslöst. Und

die durch die Musik und Geräuschkulisse (Marcus Grisse, Ingo Pfeiffer, Georg Schmiechen) auch hintergründig verstärkt wird. Und Jutta Reinhard hat mit viel Gespür Kostüme gefertigt, die die teils elenden Lebensumstände erkennbar machen.

Vor allem aber hat Christian Schidlowsky von seinen Schauspielern enorm viel verlangt, und das nicht nur, weil sie alle knapp zwei Stunden auf der Bühne präsent sein und spielen müssen. Und weil die sechs Leute nicht nur 13 Rollen, sondern auch die Statisterie in permanentem Wechsel übernehmen müssen. Da hat sich in einer minutiösen und ideenüberbordenden Personenregie eine fantastische Taktung entwickelt. Hochkonzentriert, auf kleinstem Raum, oft nur mit einer kleinen Geste, einer anderen Miene oder einer veränderten Körperhaltung oder abgezogenen Mütze effektiv die Rolle wechseln müssen, eilt die Handlung ohne Brüche vorüber.

Benjamin Jorns hat es relativ gut: Er bleibt durchgehend Hauke Haien, der sich allerdings im Lauf der Zeit stark verändert in seinem Weg in die Isolation. Bei ihm scheinen im Vergleich zur ersten Premiere seine negativen Eigenschaften deutlicher herausgearbeitet zu sein. Aber Ingo Pfeiffer etwa ist nicht nur Haukes Vater Tede Haien, sondern auch der Oberdeichgraf und Amtmann und vor allem der von der Schandmähre zum arroganten Vollblutpferd hochgepöpelte Schimmel, mit dem Hauke über den Deich reitet. Susanne Pfeiffer spielt mit rechthaberischer Penetranz die alte Hebamme Trien' Jans, die Hüterin des Aberglaubens im Dorf, aber auch den Slowaken, den Pferdehändler. Georg Schmiechen ist der eifersüchtige, machtbesessene Großknecht Ole Peters, der Konkurrent des Kleinknechts Hauke, und der schmierige Dorfpastor, Anna Schindlbeck zieht als Elke, Tochter des alten Deichgrafen, raffiniert die Fäden zugunsten ihres Verlobten und dann Mannes Hauke Haien, ist aber im Dorfkrug auch die größte Widersacherin des jungen Deichgrafen. Den alten Deichgrafen spielt Marc Marchand wie auch den alten Deichgevollmächtigten Jewe Manners, der zugunsten des jungen Hauke die Berufung zum neuen Deichgrafen ausschlägt. Und Marc Marchand spielt nicht nur den alten Deichgrafen Volkerts, bei dem der junge Hauke das Metier lernt, sondern auch Wienke, die geistig behinderte Tochter von Hauke und Elke. Das klingt ein bisschen nach Klamauk, ist es aber überhaupt nicht, weil es einfach gut und plausibel gespielt ist - lachen kann man trotzdem immer wieder. Wie überhaupt die Inszenierung in ihrer Gestik eher friesisch sparsam ist. Es sind die kleinen Gesten und die vielen Blicke, die die Aufmerksamkeit fesseln und dem Spiel Tempo geben und es zum Ende hin wirkungsvoll steigern, als das Meer sich das Land zurückholt. Da kommt dann die Entspannung im Dorfkrug, als die Geschichte zu Ende ist.

Für die sechs Schauspieler gibt es davor keinen Moment des Auslassens, aber auch nicht für den Zuschauer. Man muss ständig hinschauen und steht gleichzeitig ständig unter dem Druck der gedanklichen Bewältigung. Denn man wird sich sehr schnell bewusst, dass man zwar in einer Welt der weiten Horizonte, aber angesichts permanenter Bedrohungen ohne Fluchtwege gefangen ist – sowohl im nautischen wie im menschlichen Sinn.